

Seit Jahren hatte es mich auf meinen Streifzügen kreuz und quer durch Indien gereizt, einmal das Innere eines Hindutempels zu schauen, aber bereits hatte mich ein Vorkommnis in Madras Vorsicht gelehrt. Dort wäre ich um ein Haar von der fanatischen Volksmenge in Stücke gerissen worden, weil ich es wagte, das Heiligtum, das bei einem Tempelfest auf einem riesigen Wagen einhergezogen wurde, zu photographieren.

Eines Tages erzählte ich einem alteingesessenen Anglo-Inder von meinem Wunsche, als er sagte: „Damned easy! (Verflucht einfach!) Fahren Sie mit Ihrem Auto nach V., kaum 500 Meilen — alte Festung mit Tempeln — Hindus wegen Meuterei hinausgeworfen — alles wohl erhalten!“ — — Einige Stunden darauf war ich unterwegs.

In dem kleinen Ort, den ich nach tagelanger, recht mühsamer Fahrt erreichte, befand sich ein Rasthaus, von dem ich nach englisch-indischem Gesetz für dreimal vierundzwanzig Stunden Gebrauch machen konnte.

Ein Bad, ein Whisky-Soda, dann ging es voller Erwartung hinüber zum Tempel. Eine kurze Wanderung durch eine uralte Allee mächtiger Banyanbäume, und vor mir reckt sich eine trutzige Zwingburg, genau wie sie vor Jahrhunderten die Faust eines Gewaltherrschers hierher geworfen.

Hinter dem eisernen Grau der plumpen Türme die zierlichen grünen Wedel von Kokospalmen und die dunkleren Gewölbe der Banyan, und zwischen ihnen die phantastischen Formen der Gopura, der Tortürme des alten Heiligtumes — des Jalagandar Ishwara — des „Gottes, der im Wasser wohnt“.

Hinüber zum einzigen Zugang der weiten Umwallung, einem schmalen, von Festungswerken gedeckten Mauerweg. Ein weiter, von Gebäuden umrahmter Platz, Reihen von Banyanbäumen, zur Rechten der Tempel Schiwas, das Ziel meiner weiten Wallfahrt.

Vor dem Eingang der großen Gopura erheben sich in Überlebensgröße die aus grünlichem Stein sorgsam gearbeiteten Figuren zweier Torwächter. Zwischen den beiden grotesken Figuren führt eine Stufenreihe hinab zum gewaltigen Eingangstor des Tempels, das in kunstvoll kassetierter Arbeit aus hartem Holz gezimmert ist.

Durch die weit klaffenden Torflügel trete ich hinunter in den grasüberwucherten Hof. Hier, wo einst die Füße frommer Beter entlangschlurften, wo das Klirren der Tempelglocken, das Rasseln der Gongs erklang — Totenstille, nur unterbrochen vom Zirpen der Zikaden.

Gleich zur Linken das Kalyan Mandapam, wohl das größte Wunder der Steinmetzkunst, das Indien aufzuweisen hat. Es stellt eine Art stufenweise ansteigenden Pavillons dar. Die Front bildet eine Reihe sich aufbäumender Fabeltiere, aus gewaltigen Monolithen geschaffen, unter diesen z. B. ein Reiter im Kampfe mit einem Tiger.

Vom äußeren Hof führt eine kleinere Gopura, ein kleinerer Torturm, in den inneren Tempelhof, der rings von einer Säulenhalle umrahmt ist. Diesen Hof durfte das Volk nicht betreten, sondern nur die Brahmanenkaste, die Nachkommen der einstigen Eroberer, jene Brahmanen, die zum Teil noch heute ihre vollkommen europäischen Gesichtszüge und ihre fast weiße Hautfarbe bewahrt haben.

Hier trugen einst heilige Sänger zum Klange der aus einem hohlen Kürbis gefertigten langen Laute die Verse des Ramayana und anderer heiliger Epen vor.

Inmitten dieses luftigen architektonischen Bildes, eines Bildes, das nur wenige Europäer bisher geschaut, erhebt sich finster unnahbar das Allerheiligste, ein niederer Bau, der schon in seinem Äußeren die strenge Abgeschlossenheit, die Geheimniskrämerei der Priesterkaste verrät. Von einer niederen Vorhalle, deren Pfeiler schöne Figuren schmücken, führt eine Tür in einen fast vollkommen dunklen Gang, der nur durch kleine Spalten Licht erhält. Dieser Gang umschließt eine doppelte viereckige Zelle, die ringsum von einer fortlaufenden Wasserrinne umgeben ist. Die hintere dieser Zellen enthielt einst das Symbol des Gottes, den Lingam (Phallus), einen konischen Stein. Seltsamerweise ist ja der einstige Kultus der drei Gottheiten Brahma, Wischnu und Schiwa fast ganz in dieser Urreligion so vieler alter Völker untergegangen.

Eine beschädigte Stelle im steinernen Pflaster zeigt, wo sich einst dieser Gegenstand der Verehrung einer fanatischen Menge befand. Er selbst ist verschwunden, vielleicht im Laufe von Jahrhunderten von Brahmanen heimlich zerstört worden.